Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 35

Artikel: Krieg und Frieden [Fortsetzung]

Autor: A.F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641098

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihn und sie! Alle beide! Niklas murmelte unaufhörlich vor sich hin, mit stieren Augen vorwärtsgehend.

An der Station nahm er eine Fahrkarte. Der Beamte sah ihn forschend an, das glühende Feuer in des Trunkenen Augen fiel ihm auf. Aber alle sonstigen Anzeichen fehlten. Niklas verhielt sich ruhig bis der Zug kam. Im Wagen redete er wieder beständig vor sich hin, biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste gegen einen unsichtbaren Feind.

Als die Wagenreihe nach etwa einer Stunde an Niklasens Heimatstädtchen hielt, stieg er aus.

Schwarze Wolken zogen über den Horizont. Durch die Lüfte pfiff es, die Gräser bogen sich und der Staub wirbelte auf den Straßen.

Die Sonne stand noch wie ein Blutfleck über dem Berg, langsam sinkend. Eine rötliche Helle ließ sie zurück, eine feurige Erinnerung. Dann schwand auch sie und die Spinngewebe der Dämmerung legten sich über die Fluren. Darauf kroch die Nacht den Wald entlang und erdrückte den letzten Schimmer des Tages in ihren wesenlosen Armen.

Ganz langsam ging Niklas Bucher dem Haus zu, in dem er wohnte. Er stand davor und sah hinauf.

„Weib, miserables!" knirschte er. Zorn und Wut in ihm wuchsen. Mit geballten Fäusten betrat er den Hausflur und stieg die Treppe hinauf. Vor einer Türe im zweiten Stock blieb er stehen und horchte, es regte sich nichts.

Da öffnete er und stand nun im vollen Licht einer hellen Petroleumlampe unter der Türe. Eine blonde, abgehärmte Frau saß neben der Nähmaschine und schnitt Wäsche zu.

„Niklas!" schrie sie auf und ließ die Schere fallen.

Sie sah zugleich erfreut und erschrocken aus und wollte Niklas entgegenlaufen. Da merkte sie, daß er trunken war. Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Marie!" rief er in plötzlicher Zärtlichkeit und streckte die Arme aus.

Aber ihr Blick, der angstvolle Blick, den er kannte — reizte ihn wieder. Er sah sich suchend im Zimmer um und bemerkte neue Vorhänge und eine Blattpflanze, die am Fenster stand.

Woher hat sie das Geld zu solchen Dingen? Mißtrauen und Wut erwachten von neuem. Er hob plötzlich den Kopf und schnupperte in der Luft herum.

„Zigarrenrauch!" schrie er, „wer hat hier geraucht? Ist der Karl hier gewesen?" Marie stand so, daß der Tisch sie von ihrem Manne trennte.

„Ja," gab sie zu, „er hat mir Geld gebracht!"

„Geld! Was hat dir der Karl Geld zu geben! Du! Du elende Kreatur du!" Er rannte um den Tisch herum, packte die Hilflose an der Schulter und schüttelte sie, daß sie schwankte.

„Ich mußte doch leben!" rief Marie und suchte sich von den eisernen Fingern zu befreien.

Da ging die Nebentüre auf und ein Knabe von zwölf Jahren stand im Nachthemd unter der Türe. Entsetzt sah er auf den Vater.

„Geh' hinaus!" schrie Marie dem Kind zu, „geh' hinüber!" Aber mit zwei Schritten war Niklas bei dem Knaben und hielt ihn fest.

„Da bleibst du! Und jetzt sagst du, ob der Karl oft hier gewesen ist!"

Der Knabe schüttelte den Kopf und wollte sich ängstlich losmachen. Aber Niklas hielt ihn nur um so fester.

„Nicht! Du sagst nein! Lügner, der du bist! Willst du es gestehen?"

„Nein!" schrie Paul. Da fiel die Faust des Vaters mit eiserner Wucht auf Kopf und Rücken des Kindes. Marie klammerte sich an Niklas' Arm fest.

„Laß das Kind los! Laß es los!" Aber der Mann schlug sie ins Gesicht, daß sie zu Boden fiel und das Blut ihr aus Mund und Nase schoß.

Einen Augenblick stutzte er, dann, als ob alle Dämonen in ihm wach würden, schrie und brüllte er und schlug auf das Kind los mit blutunterlaufenen Augen und Schaum vor dem Mund.

„Willst du gestehen? Willst du gestehen? Sag, daß er dagewesen ist! Sag, du infamer Bube du!" Das Kind klammerte sich an dem Tuch fest, das auf dem Tische lag, und riß es herunter, die Lampe fiel zur Erde und erlosch. Hinter jeden Stuhl flüchtete der Knabe und suchte sich zu schützen. Der Rasende immer hinter im her, mit Fußtritten die Mutter abwehrend, die, noch halb betäubt auf der Erde liegend, die Beine des Mannes umklammerte.

Zuletzt packte Niklas Paul am Hals, würgte ihn und schleuderte ihn durch das Zimmer. Das Kind fiel mit dem Kopf gegen die steinerne Platte des Ofens, blieb liegen und rührte sich nicht mehr. Niklas stolperte an ihm vorbei, versetzte der Frau noch einen Fußtritt und fiel schwer auf das Bett, das in der Ecke stand.

Auf allen Vieren kroch Marie zu dem Kind und lag nun langausgestreckt neben ihm. Ihr Gesicht und ihre Hände waren rot vom Blut. Sie umklammerte den Knaben und preßte seinen Kopf an ihre Brust.

„Paul! Paul! Um Gottes willen Paul!" Sie schüttelte ihr Kind, aber es rührte sich nicht. Sie legte ihr Ohr an die von ihrem Blut besudelte Brust des Knaben, aber sie hörte kaum mehr einen Herzschlag.

Da gellte ihr Schrei durch das Zimmer. Der Schrei eines wilden Tieres! So schrie der Haß, der Haß gegen den Mann, der ihr den Sohn erschlagen!"

Und dann ein langgezogener Wehlaut, ein zitternder, nachhallender, schriller Jammerlaut, ein totwundes Klagen Mutter um ihr Kind! —

Der Sturm brach los. Er raste und heulte. Blendend fuhren die Blitze über die Erde und zerschnitten zuckend die Dunkelheit. Ihr blaues, grelles, brutales Licht streifte den Mann auf dem Bett.

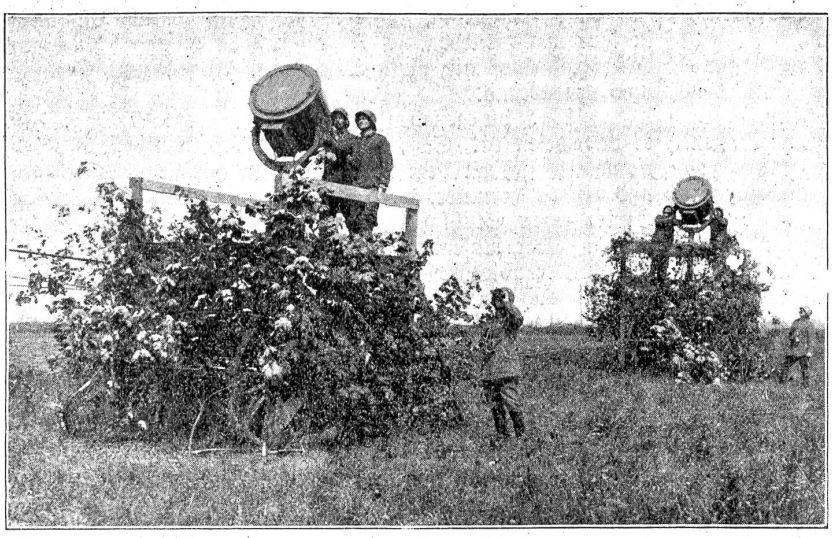
Sein Kopf hing hintenüber, der Mund stand weit offen, Schaum klebte am Kinn und der Speichel lief ihm neben dem Schnurrbart am Hals hinunter. Rasselnd und schnarchend atmete er und stöhnte dazwischen.

Er hörte nicht das Heulen des Sturmwindes, nicht das Wimmern seines Weibes, nicht das Röcheln seines sterbenden Kindes. Er schlief und träumte, daß er heimgezogen sei zu den Seinen und sich gefreut habe, ein guter Mensch zu werden! Und er träumte, daß er wirklich einer geworden sei.

Krieg und Frieden.

Bericht vom 22.—29. August.

Die Schlachtenpause im Westen blieb von kurzer Dauer. Es erwies sich, daß Generalissimus Foch seine Reserven geschont und zu Schlägen bereit gemacht hatte, auf die man in Deutschland nicht gefaßt war. Die Kampfmethode, den anlaufenden, durchbrechenden Gegner erst dann zu stoppen, wenn ihm der Nachschub schwierig, der weitere Anlauf also schwerer wurde, schonte die Verteidiger. Wenn Stimmen laut wurden, die Foch als den Fabius Cunctator schmähten und Siege von ihm verlangten, dann wurden die gehemmten Anläufe der Deutschen als Siege gebucht. Inzwischen sah Foch die Reservenstärke des Gegners im Verhältnis zur eigenen mehr und mehr geschwächt. Lokale Gegenangriffe, selbst im englischen Kampfgebiet mit französischen Truppen ausgeführt, waren nicht Vergeudung und kosteten auch die Deutschen Kräfte, die sie weniger entbehren konnten als die Franzosen. Als die Offensive des Kronprinzen bei Reims zum erstenmal das verschobene Kräfteverhältnis zu offenbaren schien, da war für Foch der Augenblick gekommen. Und seither hat er die Initiative im Großen behalten. Zuerst kam die Gegenoffensive zwischen Aisne und Marne; sie veranlaßte den deutschen Rückzug



Zum Schutz gegen Fliegersicht: Deutscher Scheinwerferzug, der zum Schutze gegen Fliegersicht mit Zweigen gebüschartig maskiert ist.

auf die Aisne-Veslelinie. Dann folgte der Zangenangriff auf den Vorsprung bei Amiens, der die Engländer an der Somme bis vor Bray und die Franzosen vor Roye-Lihons-Lassigny brachte und die Deutschen zur Räumung von Ribécourt und Carlepont östlich der Oise zwang.

Den zwei ersten Schlägen folgten rasch ein dritter, vierter und fünfter. Während in Auswirkung des Angriffes auf Mondidier Roye und Lassigny fielen, eroberten die Franzosen südlich der Oise das ganze Gelände zwi- Oise, Ailette und der Straße nach Coucy le Chateau. Sie bedrohen damit die Chemin des Damesstellung von Westen und die Linie Noyon-La Fère von Süden, besitzen also eine doppelte Flankenstellung, die gefährlicher wirkt als in ähnlichen Verhältnissen vor dem großen Hindenburgrückzug oder nach der ersten Märzoffensive dieses Jahres. Denn heute besitzt die Entente ein Uebergewicht und diktiert die Schlachthandlung. Dieser dritte Schlag Fochs läßt schon heute die Frage nach einer Rückbewegung der Armee Hutier auf die Linie vor der Märzoffensive zu; in derselben Lage befindet sich die deutsche Gruppe an der Vesle. Doch der Rückzug würde eine schwierige Unternehmung sein; die Amerikaner an der Vesle häufen sich und im Vorsprung von Noyon stehen Sturmtruppen der Franzosen bereit zum gefährlichen Angriff.

Die vierte Aktion Fochs, im Lysvorsprung, ging gleichzeitig mit dem Stoß an die Ailette vor sich. Rings um den großen Bogen erfolgten die Angriffe: Bei Bailleul, Merville, Givenchy, Robecq, in tagelangen Kämpfen gaben die Deutschen nun beinahe die Hälfte des besetzten Geländes preis.

Die fünfte Aktion wurde durchwegs von Engländern getragen und offenbarte den Zweck ihrer viele Monate langen Untätigkeit: Sie bereiteten die Revanche vor für die Niederlage im März. Beinahe dieselben Armeen, unter demselben Oberbefehl führten die Angriffe aus, und es macht den Anschein, als ob Foch diesem blutigen Sportsinn der Briten in seinem Programm (wohlbegründeterweise) Rechnung getragen habe. Sie setzen ihre Ehre darein, noch vor dem Eingreifen Amerikas die Scharte auszuwetzen. Mit einer unerhörten Wucht stürmten sie beinahe acht Tage lang täglich auf der ganzen Breite zwischen Arras und der Somme vor, schrittweise Gelände gewinnend, unter Masseneinsatz und Massenverlusten an Tanks und Menschen, immer wieder zurückgeworfen und stets wieder vorstürmend. Sie haben einige hundert Quadratkilometer Gelände genommen, haben bei Beugnâtre, nördlich Bapaume 10 Kilometer überschritten, eine Reihe von Dörfern besetzt, aber nicht durchgebrochen. An der Somme erreichten sie über Bray hinweg Suzanne, vom Ancrelauf aus Bazentin-Longueval-Maricourt auf dem Sommeschlachtfeld von 1915; nördlich Bapaume stehen sie beinahe vor der alten deutschen Linie: Bei Croisilles und Mouchy. Der ganze deutsche Geländegewinn ist beinahe auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Umsonst sind Menschen und Material geopfert. Niemand glaubt mehr an einen Siegfrieden. Jede Zeitung hat heute schon das Recht, zu behaupten, daß nur ein Verständigungsfriede möglich sei, niemals aber ein Siegfriede der Gegner. Vom eigenen hat man schon gut schweigen gelernt. Welche Wendung!

Zwischen dem Jubel der Alldeutschen im März bis zu ihrem stummen Schweigen Ende August liegt ein Sturz von Riesenhöhe. Niemals trog eine Rechnung den Rechner so schmählich, auch nicht die Rechnung Tirpitzens, wie die Ludendorff'sche von der Zertrümmerung des feindlichen Kriegswillens ihn und Deutschland getäuscht hat. Nun schweigen seine Anhänger und lassen die Gemäßigten reden.

Der Kolonialminister Solf hat öffentlich ausgesprochen: „Die Wiederherstellung Belgiens hat kein Hindernis als den Kriegswillen der Entente; solange dieser Wille besteht, muß sich Deutschland verteidigen. Es wird nicht über seinen Besitzstand diskutieren. Seine Kolonien aber will es unter allen Umständen behalten." Ihm antwortete der englische Lord Cecil: „Balfour hat nie von einem Raub der deutschen Kolonien gesprochen; er verlangte nur, daß Deutschland die Kontrolle darüber nicht behalte.

Man täusche sich nicht: Die Reden haben nicht den Wert, den ihnen die friedenshungrige Menschheit gern zuschreiben möchte. Sie sind bloß Symptome der augenblicklichen Stimmung. Wichtiger vielleicht als Solfs Aussprüche, die den Regierungsstandpunkt von heute kennzeichnen, könnte der Kommentar sein, den der frühere Staatssekretär Dernburg dazu gab: „Es ist leider bei uns so: Sehr oft geschieht das Richtige. Aber noch öfter geschieht es zu spät . . . Die Behauptung, daß Belgien mit unsern Gegnern konspiriert habe — steht auf sehr schwachen Füßen . . . Die Faustpfand- und Kompensationstheorie ist (mit Solfs Rede) aufgegeben . . . Wir wollen Solf zugeben, daß der Friede von Brest-Litowsk ein Rahmen ist . . . Was das zu malende Bild angeht, so zeigen die sichtbaren Striche bisher keine große Meisterlichkeit. Der Reichstag sollte sich nicht scheuen, mit kräftigen Retouchen dazwischenzufahren." In solchen Worten liegt die Stimmung Deutschlands von morgen. Es ist der Ruf nach einem Frieden, der das bittere Ende vermeidet. Welches wird die Stimmung von übermorgen sein? Vielleicht Haß und Verzweiflung, wie jahrelang in Frankreich, doch ohne Hoffnung auf jene große Wendung, die Frankreich hochhielt.

Es ist leider so, daß die feindliche Niederlage im eigenen Lande die Siegschreier stärkt und die Vernünftigen zum Schweigen bringt. So war es nach Brest in Deutschland. Wenn schon dieser erste Siegesschimmer Reden erzeugt, wie die eines Senators Lodge in Newyork oder des australischen Ministerpremiers Hughes, die vom Friedendiktieren in Berlin träumen, was wird erst ein größerer Sieg erwirken! Doch die Ueberseeischen sind toll. Wilson muß eine Rede halten gegen die Lynchmorde des Pöbels an Amerikadeutschen — und nennt die deutsche Armee nebenbei eine Armee von Lynchern! . . . Es ist wahr: Naive Generationen glaubten stets, daß Gut und Böse unter Menschen in Reinkultur vorkämen!

A. F.